

# Lebe wann du willst [Fortsetzung]

Autor(en): **Sagunt, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **9 (1933)**

Heft 40

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752532>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Lebe wann Du willst

ROMAN VON CARL SAGUNT

Vierte Fortsetzung

Copyright by Conzett & Huber, Zürich 1933

Du siehst, die Anlage funktioniert vortrefflich. Und da dein Medicus Stobbs selbst uns ja gern unter seinen Hörern gehabt hätte, so begehen wir ihm gegenüber keinerlei Indiskretion. Was aber den Club anbetrifft, so ist er unser Feind, denn er schließt Frauen und Journalisten aus. Das hier ist unsere Rache... und Rache schmeckt süß...»

«Still!» warf Cynthia ein, denn aus dem Lautsprecher, der einige Augenblicke geschwiegen hatte, drangen verworrene Töne. «Ehe es wieder anfängt, gib mir einen Kuß, Bob...!»

Die in London anwesenden Mitglieder des Ten-Clubs hatten in dem kleinen Sitzungssaal Platz genommen. Neun bequeme Clubsessel standen in einem Halbrund und ihnen gegenüber der des Präsidenten, hinter dem sich das Rednerpult erhob. Beim Eintritt in den Versammlungsraum hatte Medicus Stobbs unbewußt eine letzte Probe bestanden, die selbst den Colonel Greasy beinahe überzeugte. Man hatte ihm, als dem ältesten Clubmitglied, den Vortritt gelassen. Und er ging schnurstracks auf jenen Sessel zu, der genau in der Mitte stand. Kein Uneingeweihter konnte wissen, daß auf diesem Sessel stets der Redner Platz zu nehmen pflegte.

Bevor der Right Honourable Thomas Wedgwood sich zu seinem eigenen Sessel begab, trat er noch einmal an Medicus Stobbs heran:

«Es war mir leider unmöglich, Ihr Thema schriftlich anzukündigen, da ich es nicht wußte. Bitte, sagen Sie mir, worüber werden Sie sprechen?»

Der Medicus neigte sich zu ihm und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Wedgwood machte ein verblüfftes und beunruhigtes Gesicht. Aber Stobbs nickte ihm noch einmal bekräftigend zu. Dann ging er schnell auf seinen Platz und sagte mit lauter Stimme:

«Gentlemen, die Sitzung ist eröffnet!»

## «Das Geheimnis des ewigen Lebens».

Sofort verstummte jedes Gespräch. Es wurde so still, daß Bob und Cynthia in ihrem Lautsprecher für einen Augenblick das leicht asthmatische Atmen eines der ehrenwerten Clubmitglieder hören konnten, das wohl gerade genau unter dem Kronleuchter saß, in dem das Mikrophon verborgen war.

«Gentlemen», erönte dann wieder die Stimme des Vorsitzenden, «der heutige Abend wird in den Annalen der Geschichte unseres Clubs eine ganz besondere Rolle spielen. In diesen Räumen hat sich schon so manches Seltsame ereignet. Aber wenn wir jetzt gleich der Stimme eines Mannes lauschen werden, der hunderte Jahre lang für den Club und für die Welt verschollen gewesen ist, so ist damit zweifellos ein Höhepunkt in der Geschichte des Ten-Clubs erreicht. Im Bewußtsein der historischen Bedeutung der Stunde erteile ich dem sehr ehrenwerten Mitglied Medicus Stobbs das Wort zu seinem Vortrag:

*Ueber die Kunst, zu leben, wann man will.»*

Während Medicus Stobbs zum Rednerpult schritt, konnte keiner der Männer es unterlassen, seiner Erregung durch ein paar Worte zu seinem Nachbarn Ausdruck zu verleihen. Aber diese Stimmen verstummten sofort wieder, als der Redner zu sprechen begann.

Dieses aber ist die denkwürdige Rede, die Medicus Josiah Stobbs, weiland Leibarzt des Maharadschs von Senderabad, am 21. Mai 1933 vor dem Ten-Club in London hielt:

«Herr Präsident!  
Werte Clubgenossen!

Indem ich diese Tribüne besteige, kehre ich nach langer Fahrt heim in einen Kreis, dem ich früher lange genug angehört habe, um zu wissen, daß es für einen Mann meiner Art keinen bessern gibt. Das galt vor hundert Jahren, als ich ihn verließ, um mich einer Aufgabe zu widmen, die in seinem Geiste unternommen ward, das gilt — dessen bin ich gewiß! — auch heute, wo ich mich anschicke, vor Ihnen Rechenschaft abzulegen über die Natur dieser Aufgabe und über die Art, in der ich sie zu lösen versucht habe.

Ich will mich dabei so kurz als möglich fassen...

Es wird Ihnen vielleicht bekannt sein, daß ich den größten Teil meines früheren Lebens in Indien zugebracht habe. Als junger Mensch, eben erst mit den nötigen Examina versehen, begann ich meine Laufbahn als Schiffsarzt. Meine Reisen führten mich in die verschiedensten Länder. Ich habe das Kap der guten Hoffnung angelaufen und bin zweimal um Kap Horn gesegelt. Aber mein Schicksal entschied sich, als ich zum erstenmal auf einem Kauffahrteisegler nach Indien fuhr. Als ich in Bombay meinen Fuß an Land setzte, geschah es, um das Land sobald nicht wieder zu verlassen und immer wieder dorthin zurückzukehren, wenn ich doch einmal Urlaub nahm.

Ich nahm zunächst Dienst als Arzt bei der Ostindischen Compagnie. Diese hatte das Prinzip, ihre Angestellten nirgends lange auf einem Fleck sitzen zu lassen, und so lernte ich in verhältnismäßig kurzer Zeit fast ganz Indien kennen, vom äußersten Süden bis hinauf an die Abhänge des Himalajas und von der Bai von Carachi bis zum Delta des Hoogly bei Calcutta.

Ich darf es mir, glaube ich, als Verdienst anrechnen, daß ich vom ersten Tage meiner ärztlichen Tätigkeit an meinen Beruf nicht nur als Broterwerb aufgefaßt habe, sondern als die materielle Basis, auf Grund deren ich mich eigenen Forschungen widmen konnte. Ich weiß nicht, wie meine ärztlichen Kollegen von heute über ihre Wissenschaft denken. Aber vor hundert Jahren mußte ein Arzt, der es ehrlich mit sich und seinem Können meinte, zugeben, daß die europäische Medizin noch fast überall im Dunkeln tappte. Sobald ich in Indien mit einheimischen Ärzten in Berührung kam, gewann ich den Eindruck, daß ihre so ganz andere Art, Krankheiten festzustellen und zu heilen, der meinen keinesfalls unterlegen war, obwohl die Grundsätze, nach denen sie handelten, oft denen der europäischen Medizin zuwiderliefen. Ich konnte nicht leugnen, daß diese «Charlatane», wie meine älteren Kollegen vom Aertzekorps der Ostindiencompagnie sie gerne nannten, oft dort Erfolge hatten, wo wir an unserer europäischen Weisheit verzweifelten. Und mich erfaßte der Wunsch, tiefer in die Geheimnisse indischer Heilkunst einzudringen und sie mir anzueignen.

Dieses Bestreben brachte mich jedoch in Konflikt mit meinen Vorgesetzten. Sie sahen es als eine Herabwürdigung des Europäertums im allgemeinen und der weißen Aertzeschaft im besonderen an, daß ich mit den indischen «Quacksalbern» in Berührung kam. Und als alle kollegialen Verwarnungen nichts halfen, glaubte man mich damit zu strafen, daß man mich aus den großen

Städten mitten aufs Land versetzte, in abgelegene Gegenden, wo kein anderer Arzt gerne hinging.

Mir jedoch konnte nichts willkommener sein. Denn wie es überall in den Kolonien geschah, so auch hier: vor der Berührung mit den Europäern zog sich alles Geheimnisvolle aus den Städten zurück in die Einsamkeit der weiten Ebenen oder der verborgenen Gebirgsschluchten. Wer dem geheimen Leben Indiens nachspüren wollte, mußte ihm dorthin folgen.

Die Handelsfaktorei, zu der ich versetzt wurde, lag im Gebiete des Maharadschs von Senderabad. Der Maharadsch war ein unabhängiger Fürst, der sein Land nach der Art morgenländischer Despoten unumschränkt beherrschte. Wir Europäer hatten keinerlei Rechte innerhalb seines Fürstentums, als das des Handelstreibens. Die ostindische Compagnie hatte einen Vertrag mit ihm geschlossen, dem zufolge sie in der Hauptstadt Barapur eine Hauptniederlassung errichten durfte und ein Netz von kleinen Stationen überall im Lande, die die Waren aufkauften und an die Hauptstelle abliefernten. Diese Ankaufsstellen lagen viele Tagesreisen von einander entfernt. Meine Aufgabe war es, sie in gewissen Zeitabständen zu besuchen, ganz abgesehen von den zahlreichen Fällen, in denen ich durch Eilboten hierhin und dorthin berufen wurde, wenn sich ein ernsthafter Krankheitsfall ereignet hatte.

So spielt sich mein Leben zum größten Teil auf der indischen Landstraße ab, und wenn es bald jemanden gab, der Senderabad nach allen Himmelsgegenden genau kannte, so war ich es. Aber nicht nur seine Straßen und Dörfer lernte ich kennen, sondern auch seine Menschen. Ich hatte es mir vom ersten Tage an in den Kopf gesetzt, nicht wie ein Europäer zu reisen, sondern wie ein Inder wohlhabender Kaste. Nach einigen Monaten hatte ich soviel von der Landessprache gelernt, daß ich einfache Gespräche führen konnte, und nach zwei Jahren beherrschte ich sie in Wort und Schrift.

Allmählich gewann ich das Vertrauen der Leute, mit denen ich in Berührung kam. Man wußte überall, daß ich ein europäischer Arzt war, aber ich drängte niemandem meine Dienste auf, so wenig wie ich sie dem versagte, der darum bat. Das geschah aber nur ganz allmählich und zunächst nur dann, wenn ein Unglücksfall eingetreten war und kein indischer Arzt sich in der Nähe befand. Mein erster Patient dieser Art war ein indischer Bauer, der von einem heiligen Bullen angefallen worden war. Das sonst so sanfte Tier, durch irgendetwas gereizt, hatte den Mann übel zugerichtet. Das ganze Dorf sah darin eine Strafe der Götter, und niemand wollte auch nur ins nächste Dorf laufen, um einen Heilkundigen zu holen, denn wen die Götter so gestraft hatten, der mußte ja sterben. Der Verletzte selbst aber war anderer Meinung, und in seiner Verzweiflung ließ er mich rufen. Ich behandelte ihn mit all meiner Kunst, ließ aber gleichzeitig nach dem Brahmanen schicken und veranlaßte ihn, meinem Werk seinen Segen zu geben. Der Verletzte genes nach ein paar Wochen, mein Ruf als Arzt flog durch ganz Senderabad, aber da ich den Brahmanen hinzugezogen hatte, entstand kein Neid bei den indischen Heilkundigen. Im Gegenteil: ich wurde als eine Art Kollege anerkannt und bemühte mich eifrig, dieses Verhältnis zu festigen. Denn nur wenn ich das unbeschränkte Vertrauen dieser Menschen besaß, konnte ich hoffen, in die Geheimnisse der indischen Medizin einzudringen.

Es entwickelte sich bald ein Freundschaftsverhältnis zwischen mir und verschiedenen der besten indischen Aerzte, das immer inniger wurde, je mehr ich ihre Spra-

(Fortsetzung Seite 1274)

die nicht nur, sondern auch das Sanskrit beherrschte und mit ihnen gemeinsam ihre heiligen Schriften studieren konnte. Nur eine Bekanntschaft, auf die ich besonders aus war, blieb mir versagt: die mit dem Leibarzt des Maharadschahs. Er war nicht nur ein alter Brahmane aus vornehmer Familie, sondern auch ein Yogi, einer jener Männer, die ihren Körper und ihren Geist in einer für uns Europäer unfaßlichen Weise diszipliniert haben. Alle meine indischen Freunde sprachen von ihm als von einem Weltweisen, dessen Ruf durch ganz Indien drang. Ich sah ihn ab und zu im Gefolge des Fürsten, oder vielmehr an dessen Seite, da der Maharadschah ihn als eine Art höheren Wesens verehrte. Da aber der Hof es für weit unter seiner Würde hielt, mit uns englischen Krämmern zu verkehren, hatte ich keine Möglichkeit, mich ihm zu nähern.

Eines Tages nun — ich hatte mich gerade während der heißesten Stunden ein wenig hingelegt — sprengte ein Bote in voller Karriere in den Hof unserer Faktorei und rief nach mir. Der Maharadschah, so berichtete er, sei einige Meilen von der Hauptstadt bei einer Tigerjagd schwer verunglückt, desgleichen der Leibarzt. Ich sollte sofort den beiden zu Hilfe eilen.

Ich warf mich sofort aufs Pferd. Während wir in wildem Galopp erst über die Landstraße und später durch schmale Dschungelpfade jagten, wurde ich mir der großen Verantwortung bewußt, die auf mir lastete. Ich muß sagen, daß meine Gedanken mehr bei dem Leibarzt waren, als bei seinem Herrn. Wenn ich diesen rettete, so hatte die Kompanie den Vorteil davon. Gelang es mir aber, dem Yogi zu helfen, so dürfte ich hoffen, endlich zum Quell indischer Weisheit selbst vorzudringen.

Wir fanden den ganzen Hof rings um die Unglücksstätte versammelt. Man machte mir eilig und respektvoll Platz, und hundert Augen waren auf mich gerichtet. Der erste Minister des Maharadschahs berichtete mir mit fliegenden Worten, was geschehen war. Man hatte einen großen Tiger aufgespürt, und der Fürst hatte dem Treiber seines Jagdelefanten den Befehl gegeben, so schnell wie möglich in das Dschungel vorzudringen. Plötzlich hatte der Tiger mit einem ungeheuren Sprung den Elefanten angefallen und sich in dessen Rüssel verkrallt. Der Elefant, vor Schmerz halb irrsinnig, hatte zu toben begonnen und war in blinder Wut davongestürzt. Dabei war der leichte Palankin, unter dem der Maharadschah und sein Arzt saßen, von einem Baumast gestreift und losgerissen worden. Er stürzte mit seinen Insassen in die Tiefe und begrub sie unter seinen Trümmern. Als man ihnen zu Hilfe kam, fand man sie bewußtlos am Boden.

Ich überzeugte mich schnell, daß beide noch lebten. Der Yogi war offenbar nur vom Sturze betäubt, bei dem Maharadschah aber konnte ich nach eingehender Untersuchung eine schwere Verletzung der Wirbelsäule feststellen. Er lag in tiefer Bewußtlosigkeit, und ich konnte nur hoffen, daß sie lange genug anhalten würde, um meine Vorbereitungen für den Abtransport treffen zu können. Denn die geringste Bewegung konnte den Tod herbeiführen. Es bestand überhaupt nur dann eine Aussicht, dem Fürsten das Leben zu retten, wenn es möglich war, ihn Wochen und Monate völlig unbeweglich auf seinem Lager zu halten.

Ich ließ eine Bahre herrichten und den Maharadschah mit unendlicher Vorsicht auf diese betten. Dann band ich ihn darauf fest. Während ich immer neue Bänder um seinen Körper knüpfte, ging ein Murren durch die Umstehenden. Noch nie war jemand mit dem Maharadschah so respektlos umgegangen, wie ich es jetzt anscheinend tat. Sie fürchteten den Zorn des Fürsten, wenn er erwachte und sich dergestalt in einen hilflosen Gefangenen verwandelt sah.

Vergeblich versuchte ich ihnen den Grund meines Handelns klarzumachen, sie verstanden mich nicht. Ich meinerseits war dessen nur zu gewiß, daß der Maharadschah ein Kind des Todes war bei der ersten heftigeren Bewegung, mit der sein Erwachen begleitet sein würde. Ich ereiferte mich, sie schrien auf mich ein — und jede Minute, die wir in diesem sinnlosen Disput vergeudet, konnte dem Fürsten das Leben kosten. Der Angstschweiß trat mir auf die Stirn . . .

Da plötzlich verstummten meine Widersacher! Und ehe ich noch den Grund ihres plötzlichen Schweigens erraten konnte, tönte eine feste Stimme neben mir: «Tut, was er befiehlt! E wird unseren Herrn retten.»

Ich wandte mich der Stimme zu: es war der Leibarzt des Fürsten, jener berühmte Yogi, der neben mir stand. Ich hatte ihn über meinen Bemühungen um den Fürsten völlig vergessen, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß er unverletzt war. Nun mußte er unbemerkt aus seiner Ohnmacht erwacht sein, just im rechten Augenblick, um zu verhindern, daß man aus falsch verstandener Ehrfurcht vor dem Fürsten dessen Rettung unmöglich machte.

Ihm gehorchte alles aufs Wort. Während ich fortfuhr,

den Fürsten auf seiner Bahre festzuschallen, trat der Yogi hinzu und sah ihm aufmerksam ins Gesicht.

«Er wird vor dem Abend nicht aufwachen!» sagte er mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldet.

«Oh», murmelte ich, «mir wäre lieber, er wachte vorläufig überhaupt nicht auf. Wenn er auch nur die geringste Bewegung macht, ist er verloren.» Und ich erklärte dem Leibarzt kurz das Ergebnis meiner Untersuchung. Zwei Rückenwirbel waren schwer verletzt, nur völlig bewegungslose Ruhe konnten sie zur Verheilung bringen. Die Anforderung, die damit an den Patienten gestellt wurde, ging fast über menschliche Kraft, zumal der Maharadschah, wie ich wußte, ein sehr impulsiver Herr war.

Der alte Mann hörte mich aufmerksam an. «Wie lange darf der Fürst sich nicht rühren?» fragte er dann.

«Mindestens vier Monate!» rief ich aus.

## Trost der Welt

Wenn man krank ist und zu Bett liegt  
Und aus Schlummern noch am Abend  
Wie an einem fremden dumpfen  
Küstenland betrunken auftaucht:  
O wie faust das Grauen eisig  
Durch des Herzens wehe Schründe!  
So als sänte, sänte alles,  
In ein Wasser schwarzen Wahnsinns,  
In der Welt uralten Anfang —  
Wis die Vezzeitglocke flaumig  
Und das Spielgeschrei der Kinder  
Und ein grüner Glanz am Himmel  
Tröstlich in dein Fenster klingt.  
Rauch von einem Gartenseuer  
Kriecht herein, will dich besuchen,  
Lampenlicht steht in den Buchen  
Und dein müdes Fieber singt.

Albin Zollinger

«Gut», antwortete der Yogi, «er wird solange schlafen. Kein Glied wird er in dieser Zeit rühren. Er wird gerettet werden.»

«Aber er kann doch nicht vier Monate schlafen!» antwortete ich verblüfft. «Er muß doch Nahrung zu sich nehmen!»

Der Yogi lächelte: «Du bist ein kluger Mann, weißer Arzt, aber von den Geheimnissen der menschlichen Natur weißt du wenig. Nahrung ist nicht so wichtig, wie du glaubst. Wenn der Fürst in vier Monaten aufwachen wird, wird er keinen größeren Hunger haben, als nach einer durchschlafenen Nacht.»

Unter der Leitung des Alten wurde der Maharadschah mit größter Behutsamkeit in die Hauptstadt und in seinen Palast gebracht. Die Kunde von dem Unglück hatte sich mit Blitzesschnelle verbreitet, Tausende seiner Untertanen säumten die Straßen, durch die der bewußtlose Maharadschah getragen wurde.

Im Schloß angelangt, wurde er unter größter Vorsicht auf das riesige Prunkbett gehoben, in dem er zu schlafen pflegte. Während das geschah, erhob sich vor der Tür des Gemaches lautes Weinen. Es war der Harem, der über das Unglück seines Herrn wehlagte.

Nachdem der Fürst aufgebettet war, hieß der Yogi jedermann hinausgehen. Auch ich wollte mich entfernen, meine Aufgabe schien mir beendet zu sein, aber der Leibarzt hielt mich zurück.

«Du sollst sehen, was mit ihm geschieht», sagte er, «und du sollst seine Genesung überwachen. Und wenn er wieder erwacht, soll er wissen, wem er sein Leben verdankt.»

Mit angespanntestem Interesse sah ich ihm zu. Auf einer kleinen, sehr empfindlichen Waage wog er eine gewisse Menge eines Pulvers ab, das er einem silbernen Büchchen entnahm. Dieses Pulver löste er in einem Becher Wasser auf. Dann näherte er sich dem Bette des Bewußtlosen. Mit leisen Strichen seiner rechten Hand fuhr er ihm übers Gesicht. Und plötzlich öffnete der Kranke den Mund, und der Yogi konnte ihm die Flüssigkeit zwischen die Lippen gießen.

Der Yogi ergriff die eine Hand des Fürsten, die ihm fest an den Leib gebunden war und bedeutete mir, die andere zu nehmen. So kontrollierten wir gemeinsam den Puls des Bewußtlosen. Er schlug stark und etwas schneller, als ich erwartet hatte. Aber schon nach wenigen Minuten ging eine auffallende Veränderung vor sich. Die Pulsschläge wurden zusehends matter und langsamer. Bald hatte ich Mühe, sie mit der Kuppe meines Fingers noch zu ertasten. Gleichzeitig bemerkte ich, wie die Atmung schwächer und flacher wurde. Erschreckt sah ich den Yogi an. Aber der blickte unverwandt auf das Gesicht des Liegenden. Ich konnte keine wahrnehmbare Veränderung daran bemerken; dennoch erschien es mir, als habe sich der Ausdruck des Schlafes vertieft. Alle Spannung, die vorher in den Gesichtszügen gelegen hatte, war gelöst: der bewußtlose Maharadschah sah unendlich friedlich und glücklich aus.

Schließlich konnte ich den Puls überhaupt nicht mehr spüren, und auch die Atmung schien völlig aufgehört zu haben. In diesem Augenblick ließ der Yogi die Hand des Fürsten los und begann, die Verschnürungen zu lösen.

«Er ist jetzt im tiefsten Schlaf», sagte er zu mir, «kein Ruf aus unserer Welt kann zu ihm gelangen, kein Glied vermag er zu rühren. Und heute in vier Monaten wird er wieder erwachen und wird — gesund sein, wenn deine Kunst nicht lügt, weißer Arzt.»

Ich zog meine goldene Uhr, diese Uhr hier! — Medicus Stobbs zog sie aus der Westentasche und hielt sie hoch, als ob er das kreisrunde Stück Gold zum Zeugen anrufe — und hielt sie dem Fürsten dicht vor das Gesicht. Ein unendlich feiner Hauch trübte ein wenig ihren Glanz. Der Maharadschah atmete, atmete leiser, als ich es je bei einem Menschen gespürt hatte. So leise war dieses Atmen, daß sich der Brustkorb auch nicht um einen Millimeter hob und senkte. Aber ich konnte nicht daran zweifeln, daß der Fürst lebte.

Niemals in meinem Leben ist mir Warten so schwer geworden, wie in den nächsten vier Monaten, in denen ich das Wiedererwachen des Maharadschahs herbeisehte. Bedenken Sie, meine Herren, zur Zeit, als das, wovon ich Ihnen berichtete, geschah, kannte die europäische Medizin noch kaum das Prinzip der modernen Narkose, die es gestattet, einen Menschen für eine verhältnismäßig kurze Zeit einzuschlafen. Hier aber sah ich mit Staunen, wie die Lebensfunktionen des Kranken auf ein winziges Minimum herabgesetzt wurden, ohne jedoch gänzlich aufzuhören. Es war, als ließe man ein Licht mit winzigem Docht brennen.

Zwei Wochen lang überzeugte ich mich von diesem seltsamen Zustand des Maharadschahs, wobei ich übrigens erfuhr, daß diese Dauernarkose, um es einmal so zu nennen, ebenso unempfindlich macht, wie das Chloroform oder was man heute zu diesem Zwecke anwenden mag. In meiner Gegenwart brachte der Yogi dem Körper des Fürsten verschiedene kleine, aber äußerst schmerzhaft Verletzungen bei: ohne jede Reaktion.

Als ich nach zwei Wochen sicher war, daß die Verheilung der beschädigten Rückenwirbel auf dem besten Wege war, wußte ich meine Ungeduld nicht anders zu zügeln, als daß ich meinen alten Berufspflichten, die ich inzwischen vernachlässigt hatte, wieder nachging. Ich trieb mich viel im Lande umher und mied die Hauptstadt, in der ich ein Geheimnis hinter mir gelassen hatte, das mich tief aufwühlte. Auf meine Fragen hatte mir der Yogi versichert, daß das Wiedererwachen des Maharadschahs pünktlich erfolgen würde, daß sich Anzeichen hierfür aber schon in den letzten zehn Tagen einstellen würden. Ungeduldig wartete ich diesen Zeitpunkt ab und traf rechtzeitig wieder in der Hauptstadt ein.

Als endlich der Tag herangekommen war, an dem nach der Voraussage des Yogis der Fürst erwachen sollte, versammelte sich der ganze Hof in dem saalartigen Zimmer, in dem das Prunkbett stand. Schon in den letzten Tagen hatte ich, der ich den Fürsten ständig beobachtete, eine schnelle Wiederkehr der Lebensfunktionen festgestellt. Zuerst begann die Haut praller zu werden und Farbe zu bekommen, dann setzte der Puls stärker ein und schließlich begann die Atmung, die während der ganzen Zeit kaum wahrnehmbar gewesen war, langsam ihre alte Stärke wieder zu gewinnen. Während der bisherige Zustand des Maharadschahs für einen oberfläch-

lichen Beobachter der Totenstarre geglichen hatte, hatte er in der letzten Nacht völlig das Aussehen eines in tiefem, gesundem Schlaf ruhenden Mannes wiedergewonnen.

Ich erinnerte mich zufällig genau der Stunde, in der der Yogi den Fürsten eingeschlafert hatte. Als sie jetzt herannahte, begann der Patient aus dem Schlafe zu sprechen. Es dauerte aber noch etwa vier weitere Stunden, bis er endlich die Augen aufschlug. Mit Erstaunen musterte er seine Umgebung, dann setzte er sich mit einem Ruck in Bette auf. Diesen Augenblick hatte ich gefürchtet, er mußte die Entscheidung bringen, ob die Wirbelsäule wirklich so gut verheilt war, wie wir es erhofften. Als der Fürst gleich darauf leichtfüßig vom Bett sprang, ohne die geringsten Schmerzen zu spüren, sahen der Yogi und ich uns erleichtert an: die Kur war gelungen!

Medicus Stobbs machte eine Pause und führte das Glas Wasser zum Munde, das auf dem Rednerpult stand. Bei seinen Zuhörern ging erregtes Murren von Mund zu Mund. Es quoll unverständlich aus dem Lautsprecher, vor dem Cynthia und Bob saßen. Bob steckte sich eine Zigarette an. Als der Helle Schein des Streichholzes in dem sonst nur vom Kaminfeuer erleuchteten Raum auf Cynthias Gesicht fiel, erschrak Gardener vor dem Ausdruck tiefster Versunkenheit, der auf den Zügen des Mädchens lag. Aber bevor er sie daraus erwecken konnte, ertönte wieder die Stimme des Redners.

«Sie können sich, meine Freunde, die Erschütterung denken, in die dieses Erlebnis mich versetzte! Ich war Zeuge eines Geheimnisses geworden, von dem kein Gelehrter Europas eine Ahnung hatte und das alle unsere Vorstellungen über Leben und Tod umstieß. Alle meine Gedanken kreisten nur noch um die kleine silberne Dose, die der Yogi stets bei sich trug, und um das Zauberpulver, das darin verborgen war, ich hatte seine Wirkung kennengelernt, jetzt brannte in mir das Verlangen, hinter sein ganzes Geheimnis zu kommen.»

Daß der Maharadschah mich zu seinem Leibarzt ernannte, als er von dem Dienst erfuhr, den ich ihm geleistet hatte, wurde mir seitens meiner europäischen Kollegen als unerhörter Glücksfall gedeutet. Aber ich hätte diese Ehrung wohl nie angenommen, wenn sie mir nicht die Möglichkeit gegeben hätte, ständig in der Nähe des Yogis zu bleiben, dessen Kollege ich nun ja geworden war. Je mehr ich diesen alten Brahmanen kennenlernte, umso stärker faßte mich Ehrfurcht vor diesem Manne, in dem alle Weisheit, aber auch alle Güte der großen indischen Geister der Vergangenheit zu neuem Leben erwacht zu sein schien.

In den nächsten Jahren, die ich am Hofe des Maharadschahs verbrachte, wurde ich mehr und mehr zu einem Inder. Nur eins war europäisch an mir geblieben; der unstillbare Forschungstrieb und der kritisch arbeitende Verstand. Mein Lehrer, der Yogi, lächelte oft über den Eifer, mit dem ich Problemen nachjagte und um Erkenntnisse warb, die ihm und seinesgleichen im Blute vererbt zu sein schienen.

Eine instinktive Scheu hielt mich zurück, ihn direkt nach dem Geheimnis jenes Pulvers zu fragen. Aber ich machte mich daran, die alte indische Heilkunde von Grund auf zu studieren. Das führte mich zur Botanik, da fast alle heilenden Kräfte in Indien aus der Pflanzenwelt stammen. Bald hatte ich erfahren, daß gerade diejenigen Pflanzen, die wir Europäer als besonders giftig meiden gelernt haben, die bevorzugten Heilspender der Inder sind. Und ohne es zu ahnen, lernte ich im praktischen Gebrauch eine der größten Thesen kennen, die während meines hundertjährigen Schlafes die Medizin aufgestellt hat: daß Gifte in winzigen Mengen aufhören, Gifte zu sein, und sich in Heilstoffe verwandeln.

Als ich nach zehnjährigem Aufenthalt in Indien zu einem kurzen Urlaub nach Europa kam, konnte ich in der «Londoner Medizinischen Gesellschaft» einen Vortrag über gewisse Geheimnisse der indischen Medizin halten, der einen stürmischen Heiterkeitserfolg bei den berühmten Aerzten dieser Stadt erntete. Dennoch war es nicht vergeblich gewesen. Denn auf Grund dieses Vortrages forderte mich den Ten-Club, einsichtiger und phantasiereicher als meine erlauchten Fachgenossen, zur Mitgliedschaft auf . . .

Lautes Händeklatschen unterbrach hier zum erstenmal die Rede des Medicus.

«Ich ging nach Indien zurück, wurde aufs neue ein Schüler des Yogis. Und im Laufe der Jahre erfuhr ich nach und nach alles, was ein weißer Mann über jenes Pulver erfahren kann.»

Es ist, wie ich gestehen muß, nicht viel. Um das Wichtigste gleich zu sagen: die Zusammensetzung des Pulvers ist mir heute noch ebenso unbekannt, wie an dem Tage, als der Fürst mit seiner Hilfe eingeschlafert wurde. Es wird — oder sagen wir besser: es wurde — in einem einzigen Kloster hergestellt, das hoch oben in den unwirtlichen Vorgebirgen des Himalajas liegt. Nur zwei Menschen in jeder Generation kennen das Rezept: der Abt des Klosters und einer seiner Mönche. Es ist niemals aufgeschrieben worden, sondern wird nur mündlich überliefert. Die jeweiligen Inhaber des Geheimnisses dürfen das Kloster nie verlassen.

Auch mein Lehrer, der Yogi, kannte das Zubereitungsgeheimnis des Pulvers nicht. Aber ein anderes Geheimnis war ihm bekannt, ohne dessen Kenntnis das Pulver wertlos ist: das seiner Dosierung. Auch dieses ist ein Ge-

heimnis, das sich nur von Mund zu Mund vererbt, obwohl die Zahl derer, die es in Indien kennen, immerhin einige Hundert betragen mag. Denn das Kloster gibt das Pulver an eine Reihe besonders frommer und gelehrter Männer in ganz Indien ab, von denen es die Ueberzeugung hat, daß sie den weisesten Gebrauch davon machen werden.

Ich weiß nicht, ob es heute noch der Fall ist, aber zu meiner Zeit gab es Menschen in Indien genug, von denen man sich im Volke erzählte, daß sie schon vor langen Zeiten gelebt hatten und jetzt wieder zum Leben erwacht seien. Und in einer besonders vertraulichen Stunde vertraute mir der Yogi an, daß es zu allen Zeiten in Indien Männer gegeben hat, die den Wunsch empfanden, über ihre eigene Generation hinaus wirken zu können, und die den Dienst der Zauberdose aus jenem Kloster in Anspruch nahmen, um in späteren Jahrhunderten zu neuem Leben zu erwachen. Ich habe nie gewagt, ihn danach zu fragen, aber ich bin fest überzeugt davon, daß auch der Yogi zu diesen Männern gehörte . . .

Ich war schließlich mehr als zwanzig Jahre in Indien gewesen, als ich den Entschluß faßte, endgültig wieder nach Europa zurückzukehren. Als ich ihm dem Fürsten und dem Yogi mitteilte, bat mich der Maharadschah, nicht abzureisen, ehe nicht ein Nachfolger für mich gefunden sei. Der Yogi aber nahm mich in seine mönchsartige Zelle und sagte:

«Ich will dir ein Andenken mit nach Europa geben: ein wenig von jenem Pulver, um dessen Geheimnis du dich zwanzig Jahre lang bemüht hast. Und ich will dich seine Anwendung lehren, wenn du schwörst, sie niemandem dort drüben zu verraten.»

So, meine Freunde, gelangte ich als einziger Europäer in den Besitz des Geheimnisses, Menschen auf beliebig lange Zeit einem todesähnlichen Schlaf zu überliefern, um sie nach Jahren, nach Jahrzehnten, nach Jahrhunderten wieder zu neuem Leben zu erwecken.

Wohlgerne, meine Freunde, die Wunderdroge vermag es nicht, das Leben eines Menschen auch nur um eine Sekunde zu verlängern! Sie ist kein Lebenselixier, das den Menschen unsterblich macht oder auch nur seine Le-

bensdauer zu vervielfachen vermag. Was sie vermag, ist, das menschliche Leben für Zeiten aufzusparen, in denen es wert ist, gelebt zu werden. Jeder denkende Mensch wird das Empfinden haben, daß lange Strecken seines Daseins ohne Inhalt vergehen, während er sich danach sehnt, in ferneren fruchtbareren Zeiten wirken zu dürfen, die er nach menschlicher Voraussicht nie erleben wird. Diese Sehnsucht kann durch die indische Wunderdroge erfüllt werden.

Lassen Sie mich, um ihre Wirkung zu schildern, auf jenen Vergleich zurückkommen, den ich vorhin schon einmal wählte: auf den Vergleich mit der Kerze. Die Wirkung der Droge schraubt gleichsam das Lebenslicht des betreffenden Menschen ganz tief herunter, so daß es dicht am Verlöschen ist. Das Leben geht weiter: aber sein Bedarf an Energie ist winzig im Vergleich zu dem, was es im wachen Zustand davon verbraucht. Nehmen Sie an, der in Schlaf versenkte Mensch brauche nur ein Tausendstel der Kraft, die der wache aufbringen muß, so würde das bedeuten, daß ein Mensch, der sich in tausendjährigen Schlaf versenken ließe, in dieser Zeit nur ein einziges Jahr seiner Lebensdauer preisgeben würde. Ein Lebensjahr verloren: aber gewonnen die bisher unvorstellbare Möglichkeit, in verschiedenen Jahrtausenden zu leben!

Meine Freunde, ich habe mit tiefer Bewunderung erfahren, welche unglaublichen Fortschritte die Welt in hundert Jahren, die ich verschlafen habe, in der Beherrschung des Raumes gemacht hat. Bedenken Sie, ich gab mein Bewußtsein freiwillig auf, kurz nachdem die erste Eisenbahn zwischen Stockton und Darlington über die Schienen gerollt war. Heute fliegt man über den Ozean und spricht mit aller Ruhe von der baldigen Möglichkeit, eine Rakete auf den Mond zu schießen. Wunderbar! Und doch, meine Freunde, was sind alle diese Siege über den Raum angesichts der Möglichkeit, über die Zeit zu herrschen! Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so werden es achtzig — so sagt der Psalmist. Wenn Sie sich einen Augenblick vergegenwärtigen, daß eine Ewigkeit vergangen ist, ehe wir auf die Welt kamen, und daß eine Ewigkeit unser Leben überdauern wird, so muß Ihnen die kurze Spanne, die wir hier auf dieser Erde weilen, als lächerlich kurz erscheinen. Mag dieses unser Leben auch noch so reich an Glück, Erleben, Erfahrung sein, es kann immer nur einen winzigsten Teil von dem umfassen, was die Jahrmillionen bringen. Unser bestes Sehnen, unser unstillbarer Drang nach Erkenntnis bleibt unbefriedigt, denn jede Erkenntnis ist an den Ablauf der Zeit gebunden. Niemand ist unter uns, der nicht mit aller Kraft seiner Seele sich danach sehnte, zu erfahren, wie unsere Welt in hundert, in tausend Jahren aussehen wird. Niemand unter Ihnen, der hoffen darf, daß dieser Wunsch ihm in Erfüllung geht. Nur mir, meine Freunde, mir als einzigen Europäer ist bisher dieses Glück beschieden gewesen. Meine Augen allein haben gesehen, was vor hundert Jahren war — und was heute ist!

Aber lassen Sie mich schnell noch berichten, was zu erzählen mir noch übrig bleibt. Nach Europa, nach England zurückgekehrt, machte ich bald die Erfahrung, wie fremd ich dem Leben in der Heimat geworden war. Nicht nur, daß nach zwanzig Jahren indischer Sonne die Nebelatmosphäre dieses Landes schwer auf mir lastete, ich war auch seinen Menschen völlig entfremdet. Nach einem Jahr war ich hier in London noch genau so vereinsamt, wie an dem Tage, an dem ich in den India-Docks an Land gestiegen war. In meiner Familie galt ich als ein närrischer Sonderling, mit dem man die Beziehungen nur deshalb aufrecht erhielt, weil er anscheinend aus Indien einiges Geld mitgebracht hatte, das man später einmal erben würde. Der einzige Lichtblick war der Ten-Club, jener Kreis von Männern, die wie ich das Ungewöhnliche liebten. Aber auch sie, das fühlte ich instinktiv, waren nicht reif, Teilhaber meines Geheimnisses zu sein. Es hatte mich meiner Zeit so weit vorausgehoben, daß auch ihre Besten mich nicht zu verstehen vermochten.

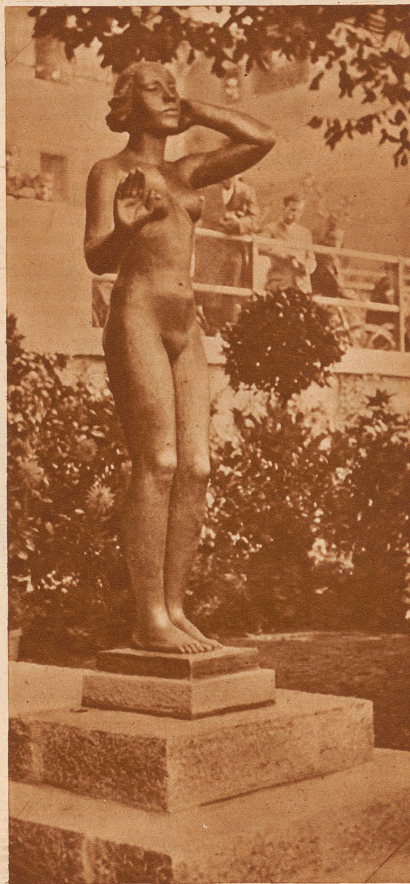
Da beschloß ich, den großen Sprung zu tun, die Wunderkraft der Droge an mir selbst zu probieren, mich aus meiner Zeit zurückzuziehen, um nach einem Jahrhundert wieder zu erwachen. Ich traf meine Vorbereitungen — und die wichtigste war, mir die Rückkehr in diesen Kreis zu sichern, auch im Zustand hundertjähriger Abwesenheit Mitglied des Ten-Clubs zu bleiben. Diesem Umstande verdanke ich es, daß ich heute vor Ihnen stehe, daß ich meinen ersten Bericht über das große Experiment, das ich mit mir selbst gemacht habe, vor Ihnen abstellen durfte, die seine würdigsten Zuhörer waren.

Mein Bericht ist zu Ende. Ich stehe für Fragen, die Sie, meine verehrten Clubgenossen, an mich zu richten haben, selbstverständlich zur Verfügung . . .

\*

Medicus Stobbs machte eine Verbeugung und verließ das Rednerpult. Das Sprechen hatte ihn angestrengt, feine Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Der Vorsitzende geleitete ihn zu seinem Platz. Dann sprach er ihm den Dank des Clubs aus und schlug vor, daß Fragen erst an einem der nächsten Abende gestellt werden sollten, da Medicus Stobbs offensichtlich erschöpft sei und man unmöglich von ihm verlangen könne, daß er heute noch jener Sturmflut von Fragen standhalten solle, die zu erwarten sei. Jetzt aber wolle man zum Essen gehen.

(Fortsetzung folgt)



### Das neue Brahmsdenkmal in Thun

Die Plastik ist eine Arbeit des Bildhauers Hermann Hubacher in Zürich. Das Denkmal steht an der Stelle, wo der große Komponist seiner Zeit wohnte und bedeutende Tondichtungen vollendete. Es ist als Ersatz für das ehemalige Brahmshaus in Thun gedacht, drin der Komponist vorübergehend wohnte und welches aus verkehrstechnischen Gründen niedrigergerissen werden mußte. Die frühere «Seepromenade», daran das Denkmal steht, heißt fortan «Brahms-Quai»

Aufnahme Photopress